

Einer, der Castro mit Tell verglich

MIMOS Der kubanische Sänger und Cantautor Carlos Varela gibt am Samstag in Zürich ein einmaliges Konzert. Bei uns nahezu unbekannt, ist der 53-Jährige in seiner Heimat seit drei Jahrzehnten ein Idol von Jung und Alt.

Wahrscheinlich ist das Datum ein Zufall: Vor genau einem Jahr weilte Barack Obama zu seiner historischen Visite auf Kuba und nur wenige Tage darauf gaben die Rolling Stones in Havanna ihr von Hunderttausenden bejubeltes Konzert. Obamas Besuch war der erste eines amtierenden US-Präsidenten in Kuba seit 88 Jahren und mit dem Stones-Konzert hatte überhaupt das erste Mal ein internationaler Rock-Event in dieser Megadimension in Kuba stattgefunden.

Dass nun genau am Jahrestag jener weltweit beachteten Ereignisse ein Mann auftritt, der als erster Kubaner mit Gitarre im US-Kongress auftrat und der ausserdem 2014 von der Queen's University für seine Verdienste als kultureller Brückenbauer zwischen Kuba und den USA mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet wurde, passt allerdings perfekt. Nicht nur das Verhältnis zwischen den beiden benachbarten Ländern hat in der künstlerischen Laufbahn des kleinen, stets schwarz gekleideten Mannes mit der Gitarre immer eine wichtige Rolle gespielt, sondern auch die Rockmusik.

Gnom und Poet

Von seinen Fans wird Varela wegen seiner Erscheinung – und wegen eines selbstironischen Songs aus dem Jahr 1991, «Soy un gnom» – auch «der Gnom» genannt. Eine andere Bezeichnung für ihn ist «The Poet of Havana».

So lautet auch der Titel eines 2015 am Filmfestival Havanna uraufgeführten Dokumentarfilms des kanadischen Regisseurs Ron Chapman über Carlos Varela. Über seine musikalischen Ursprünge erzählt Varela dort, wie er als Teenager in den 1970ern im Radio begeistert das hörte, was damals in Kuba «Musik des Feindes» hiess: Rock von der anderen Seite des Ozeans, ausgestrahlt von Radiostationen wie dem legendären Sender WQAM in Miami. Es war die Zeit, als in Kuba das Anhören von Musikern wie den



Brückenbauer, Rebell und Poet: Carlos Varela tritt am Samstag im Zürcher Mimos auf.

Ron Chapman

Beatles, den Rolling Stones oder Bob Dylan als «ideologischer Diversionismus» unter Strafe stand. Dass diese Spielart totalitären Wahnsinns gegen Ende der 1970er-Jahre dann langsam abebbte, war dann unter anderem das Verdienst von Musikern wie Pablo Milanes oder Silvio Rodríguez gewesen, die zu jener Zeit ihre Trova (eine traditionelle kubanische Liedform) mit Rock- und Singer-Songwriter-Elementen anreicherten.

Durch «Tell» plötzlich berühmt

Es war denn auch niemand anders als Silvio Rodríguez, der Anfang der 1980er Carlos Varela, der zuvor schon im Freundeskreis Coverversionen angloamerikanischer Rocksongs intonierte hatte, dazu ermunterte, eigene musikalische Wege zu gehen. Die seien zu Beginn damals denn noch sehr «silvianisch» gewesen, will heissen von Silvio Rodríguez beeinflusst, sagt Varela. Und es war schliesslich auch ein Konzert von Silvio Rodríguez, bei dem Varela im April 1989 als «Guest Artist» auftrat und wo er mit einem Song

schlagartig berühmt wurde. Das Lied hiess «Guillermo Tell», und die Idee dazu sei ihm damals auf dem Weg zu jenem Konzert gekommen, erzählt Carlos Varela in einer Szene von «The Poet of Havana». Er habe vor dem Konzert gerade noch Zeit gehabt, Text und Melodie rasch niederzuschreiben, und er intonierte den Song dann erstmals bei jenem Auftritt.

Er schlug wie eine Bombe ein. Das Publikum verstand sofort den abgründigen Text zu der eingängigen Melodie: «Wilhelm Tell hatte kein Verständnis für seinen Sohn, den eines Tages die Geschichte mit dem Apfel auf seinem Kopf langweilte». Als der Tellensohn dann dem Vater vorschlug, man solle endlich mal die Rollen tauschen, reagierte der verärgert – worauf es im Refrain heisst: «Wilhelm Tell, begreife endlich, dein Sohn ist erwachsen geworden.»

Wenige Tage später erschien in der Parteizeitung «Granma» eine scharfe Kritik gegen diese Unverschämtheit und wieder ein paar Tage darauf folgte eine gewundene Replik eines Redaktors, der sowohl diesen Artikel wie auch Car-

los Varelans Song verurteilte. «Ich hatte bis dahin gar nicht gewusst, dass man mit einem Song so viel Aufmerksamkeit erreichen kann», lacht Carlos Varela.

Der kubanische Dylan

Dieses sanfte Lied mit seiner prägnanten Message sei vom Geist her purer Punk, sagte einige Jahre später Hollywood-Star Benicio del Toro, einer der besten Freunde Carlos Varelans, und bringt damit auf den Punkt, dass der Sänger mit der unverkennbaren Stimme einer ist, der Gefühle, die bei vielen Menschen in der Luft liegen, in einem prägnanten Song zusammenfassen kann. «Freiheit existiert nur, wenn sie niemandem gehört» lautet eine andere ähnlich prägnante Textzeile, sie entstammt dem Stück «Muros y puertas», und im Film singt Carlos Varela sie im Duett mit Jackson Browne, einmal auf Spanisch, einmal auf Englisch. Der US-amerikanische Singer-Songwriter war einer von zahlreichen Gästen, die Varela an einem grossen Galakonzert in Havannas Nationaltheater zu seinem 30-

Jahr-Bühnenjubiläum im Januar 2013 begleiteten.

Neben internationalen Grössen, zu denen ausser Jackson Browne etwa auch der Brasilianer Ivan Lins oder der Nicaraguaner Luis Enrique gehörten, war auch die Crème de la Crème kubanischer Salsa vertreten, so etwa José-Luis Cortes, Flötist und Bandleader von NG La Banda, Juan Formell, Bassist und Bandleader von Los Van Van, oder Alexander Abreu, Trompeter und Bandleader von Havana D'Primera. Dass diese Stars von einer ganz anderen musikalischen Ecke sich mit Varela zusammentaten und sich dabei als glühende Fans seiner Musik seit Jahrzehnten outeten, mag einen Eindruck vermitteln, welchen Status Varela in Kuba geniess.

Die Veranstalter des morgigen Zürcher Konzerts preisen ihn an als «The Bob Dylan of Cuba». Auch das ist nicht falsch und vielleicht wäre «El Gnom» ja auch einmal Anwärter auf den Literaturturnobelpreis.

Geri Krebs

Carlos Varela: Club Mimos, Kornhausstr. 18, Zürich, Sa, 25. 3., 19.30 h.

Museum der Sorglosigkeit

THEATER Das Theater Neumarkt öffnet sich bis 1. April den Sorgen der Quartierbevölkerung. «Sorgen frei!» heisst das Projekt, das der Regisseur Ron Rosenberg an die Hand nimmt. Rosenberg stelle die Dépendance des Theaters Neumarkt, die kleine Spielstätte in der Chorgasse, den Dörfli-Bewohnern «als vertrauensvolle Sorgen-Annahmestelle» zur Verfügung, schreibt das Theater.

Der in Zürich aufgewachsene Regisseur, der als «Artist-in-Residence» fungiert, «interessiert sich für Sorgen und wie man sich ihrer entledigt», so das Theater. Er biete den Leuten im Quartier die Möglichkeit, «belastendes oder lästiges psychisches und physisches Material bei ihm zu entsorgen». Von der leeren Cola-Dose bis zum Liebeskummer kann bei Rosenberg alles deponiert werden.

Vom 22. März bis 1. April soll so «ein Museum der Sorglosigkeit» entstehen, lässt sich Rosenberg vernehmen. Er präsentiert seine Sammlung am 31. März und am 1. April jeweils um 20.30 Uhr. sda

Jüdische Filmwelt

FILMFESTIVAL «Yesh!» präsentiert in Zürich zum dritten Mal «Neues aus der jüdischen Filmwelt». Das Festival zeigt vom 23. bis 29. März in den Kinos Houdini und Arthouse Uto Filme aus zahlreichen Ländern, darunter etliche Schweizer Premieren.

Das Drama «Denial» (2016) von Mick Jackson eröffnet das Festival am Donnerstag im Arthouse Uto. Im Anschluss steht die US-amerikanische Historikerin und Holocaustforscherin Deborah Lipstadt für ein Gespräch mit dem Publikum zur Verfügung.

Erstmals in der Schweiz zu sehen sind unter anderem folgende Filme: die Komödien «Hill Start» (2014) von Oren Stern und «Mr. Predictable» (2016) von Roe Florentin, die Dokumentarfilme «Rabbi Wolff» (2016) von Britta Wauer und «Rabin in His Own Words» (2016) von Erez Laufer sowie die Dramen «L'origine de la violence» (2016) von Elie Chouaraoui und «AKA Nadia» (2015) von Tova Ascher. sda

Desaster und Brillanz – ein Zeitbild

TONHALLE Wie klingt 2017 im Konzertsaal? Lustig? Erschreckend? Das Konzert mit Musik von Peter Eötvös und Martin Grubinger am Schlagzeug gibt Antwort.

So viel Halleluja in einem Konzert mit zeitgenössischer Musik gibt es kaum je. Dennoch war die Begeisterung des Publikums am Schluss des Oratoriums «Halleluja» Oratorium balbulum» gedämpft – nicht dass das Gehörte nicht höchst unterhaltsam gewesen wäre und das gross besetzte Tonhalle-Orchester, die Zürcher Singakademie und die Solisten nicht hervorragende Arbeit geleistet hätten. Aber das Werk des Komponisten und Dirigenten Peter Eötvös, ein Auftragswerk der Salzburger Festspiele, der Tonhalle-Gesellschaft und weiterer Partner, stellt eben eine ungemütliche Frage.

«Wie sieht die Welt im Jahr 2016 aus?» heisst es im Text von Péter Esterházy, und die Antworten schillern ironisch bis ätzend.

Der Erzähler (Peter Simonischek) ersetzt 2016 mit 2017 und kalauert überaus köstlich: «Die Fleischbrühe der Kultur ist ganz dünn geworden.» Der Prophet ist ein Stotterer (nach dem mittelalterlichen St. Galler Mönch Notker Balbulus) und prophezeit in dünner Tenorhöhe nichts (Topi Lehtipuu). Er weiss die richtigen Lottozahlen, aber gezogen werden immer die falschen.

Ein blauer Engel

Der Engel, der sich «mit Nietzsche betrunken» hat und nicht wieder nüchtern werden kann, macht sich mezzosopranistisch selbstbewusst mit philosophischen Versatzstücken («Auch die Stille ist Musik») wichtig (Iris Vermillon) und herrscht den Chor an, Halleluja zu singen. Der tut es ohnehin, über das ganze Werk verstreut, in ausgewiesenen Zitaten von Monteverdi bis Bartók (wenn er denn ein Halleluja geschrieben hätte, heisst es dazu), Mozart und Bruckner begegnen sich, und jedenfalls das

Halleluja von Händel erkennen in der verfremdeten Kulisse alle wieder.

Eötvös schreibt Musik von düsterer oder aberwitziger, immer aber überraschender orchestraler Farbigeit, sie greift tief und unzimmerlich zurück in die Musikgeschichte und lässt sie mit der Frage nach der Zukunft ins Leere laufen. Der Chor als «Stimme der Menschheit» mag noch so viel Halleluja singen, das Oratorium denunziert ihn – auch wenn er musikalisch profiliert und nuanciert das Gegenteil beweist – als die dumpfe Masse, die singt, was verlangt wird. Und nebenbei demonstriert die Basstuba: «Ein Einzelner kann auch Masse sein.»

Ein Zeitbild zu erstellen, sei das Ziel des Oratoriums, erklärt der Erzähler, und die Klugheit und Aporie der Autoren erweist sich auch darin, dass offenbleibt, ob dieser Anspruch ernst oder selber ein Witz ist. Monströs und skurril zeigt sich das Zeitbild auch im Thema des Oratoriums,

das vom 11. September handelt: Die Frau im Flugzeug, die sich nicht entscheiden kann, ob sie Orangen- und Tomatensaft bestellen soll, ihr Mann im Hotel, der sich über Katastrophenfilme im TV schon am Nachmittag ernerviert. «Salz und Pfeffer und,



Spiel ohne Grenzen: Martin Grubinger am Schlagzeug. Priska Ketterer

und, und» lauten die Schlussworte, und zuletzt gibt es einen arpeggierenden Akkord des Klaviers: «Das Oratorium hat kein Ende, es hört bloss auf» – faszinierend stimmig, überzeugend und verstörend.

Zur Gegenwart ist in diesem Konzertprogramm trotzdem nicht alles gesagt. Der Bogen ist weiter. Mit «Friede auf Erden» beginnt es, einem letzten tonalen, im reinen Durakkord endenden Werk von Arnold Schönberg für gemischten Chor a cappella, entstanden 1907/11 auf einen Text von C. F. Meyer – ein Kabinettstück für den hoch qualifizierten Chor, bezwingend im Anspruch, auch wenn der Komponist diesen selber später als «Illusion» bezeichnete und dieser heute noch illusionärer wirkt.

Brillante Gegenwart

Alle Freude, Energie, spielerische Ausgelassenheit und sportliche Vitalität füllt die Mitte des Konzertabends, schönste, brillianteste Gegenwart: auf der Bühne der

phänomenale Schlagzeuger Martin Grubinger mit seinem Paraplegierenden Akkord des Klaviers, den «Speaking Drums» von Peter Eötvös von 2013. Es lässt ihn nicht nur sein artistisches Handwerk fulminant in Szene setzen, auch sein Mundwerk macht mal berserkerisch wie ein japanischer Kampfsportler, mal in zungenbrecherischem Tempo auf Paukenschlag und rhythmisches Staccato.

Mehr Sport als Musik

Der schlagtechnischen Fantasie auf allen möglichen Instrumenten sind keine Grenzen gesetzt. Und auch wenn Grubinger zur trickreichen Zugabe – da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich – selber sagt, sie habe weniger mit Musik zu tun als mit Sport, so gilt das für die zwanzigminütigen «Speaking Drums» nicht so eindeutig: Wie da Schlagzeugakrobatik mit dem Orchester dialogisiert und sich im Klanggeschehen amalgamiert, ist musikalisch wie sportlich unübertrefflich. Herbert Büttiker